

Bach des Jazz

Pianist Uri Caine ist ein Meister hochkomplexer Strukturen

München – Auch der jüdisch-amerikanische Weltklassepianist Uri Caine ist ja einer der vielen Musiker in aller Welt, die einen nicht zu vernachlässigenden Teil ihres Renommees einem kleinen Münchner Label (hier Winter & Winter) und dessen kunstbesessenen Leiter (Stefan Winter) zu verdanken haben – soviel als Randnotiz zu aktueller Diskussion. Mit dem erfreulichen Nebeneffekt, dass man Caine vergleichsweise oft in München erleben kann. Fast immer sind das herausragende Konzerte, so auch diesmal, als Caine im ausgefuchsten Trio mit dem Bassisten John Hébert und dem Schlagzeuger Ben Perowsky sein jüngstes Album „Siren“ vorstellte.

Das Bemerkenswerteste war wieder einmal diese Selbstverständlichkeit und Beiläufigkeit, mit der Caine hochkomplexe Improvisationsmusik macht. Er ist ein Picasso des Jazz: In Echtzeit, aus dem Moment heraus, kann er ein überwältigendes Gemälde erschaffen, bei dem auf wundersame Weise jeder Strich stimmt. Mal reichen ihm dazu ganz wenige, mini-

malistisch wiederholte Noten, mal schöpft er aus allem, was die 88 Tasten hergeben, bis hin zu perkussiven Passagen, bei denen die Linke nur noch mit der Handkante über den Flügel fliegt.

Caine ist außerdem der Bach des Jazz. Schon für sich alleine, erst recht mit seinem aufmerksamen Trio, baut er fast immer mehrstimmige, an Fugen oder Inventionen erinnernde Strukturen ein, meist spannungsgeladen und überraschend. Nie weiß man als Zuhörer, wann die Linke von der Rechten ein Thema übernimmt und umgekehrt. Stets ist eine vermeintlich einfache Melodie nur der Ausgangspunkt für vielschichtige, aber nie abgehobene, dafür immer groovende Klangkonstruktionen.

Schließlich ist Caine auch noch ein Leibnitz des Jazz: ein unerreichter Generalist, der die Klassik ebenso gut beherrscht und in seine Stücke einbaut wie rasenden Hardbop, Uptempo-Reißer à la Ramsey Lewis oder avantgardistische Sounds der Postpost-Moderne. Ein Genie eben.

Oliver Hochkeppel